



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Französische Romantiker : Jules Janin.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Form aufgehoben, aber keineswegs sich selbst. So wie die Kunst gleichfalls die Realität giebt, aber in der Form des Ideals, so soll es auch die Philosophie thun; nur soll sie verallgemeinern, während jene individualisirt. Daß die Kunst in der gegenwärtigen Zeit die sehr gefährliche Neigung hat, zu generalisiren, sogenannte Weltanschauungen zu geben, beruht auf einer Verwechslung. Neben den individuellen Darstellungen des Idealen, wie Werther, Iphigenie, Tasso u. s. w., wird ein allgemein gehaltenes Gemälde desselben, ungefähr in der Art, wie Schleiermacher's Reden über die Religion, Fichte's Bestimmung des Menschen, oder wie Schiller's didaktische Gedichte, seine volle Berechtigung haben; aber diese im höhern Sinne des Wortes künstlerische Thätigkeit wird eben so wie die eigentliche Poesie nur dem Genius vorbehalten bleiben, und der Philosoph wird, ohne sich dadurch herabzusetzen, sich unter die Reihe der Künstler zählen.

J. S.

Französische Romantiker.

Jules Janin.

Der berühmte Kritiker des Journal des Débats, der als Einzelner kein erhebliches Interesse erregen würde, gehört zu einer sehr zahlreichen Klasse, deren Einfluß auf die Literatur in Frankreich und Deutschland ein sehr bedeutender und sehr verderblicher gewesen ist, zu der Klasse nämlich der sogenannten Feuilletonisten, die nicht schreiben, weil sie Etwas zu sagen haben, sondern blos der Industrie wegen, denen die Gegenstände nur dazu dienen, allerlei pikante Redensarten daran zu knüpfen, der souverainen Feuilletonisten. Bei Weitem der größte Theil der Französischen Kritik fällt in diese Richtung, und die Deutschen haben, freilich ungeschickter und tölpelhafter, ihnen redlich darin nachgeeifert. Wiß und Stimmung haben sich des Urtheils bemächtigt, der gesunde Menschenverstand und das richtige Gefühl sind darin völlig untergegangen. Keiner aber hat das Geschäft so ins Große getrieben, als Jules Janin. Als unbemittelter jüdischer Student kam er im 16. Jahre (1820) nach Paris, ernährte sich vom Stundengeben, ohne Etwas zu wissen, aber mit dem guten Glauben, daß er auch fähig wäre, allenfalls die Syrische Sprache vorzutragen, wenn er sich acht Tage darauf vorbereiten könnte. Dann schrieb er in kleine Theaterblätter, wurde zuerst mit 25 Francs monatlicher Gage im Figaro angestellt, schwang sich dann zu bedeutendern Blättern auf und eroberte 1830 glücklich seine Stellung im Journal des Débats. Jetzt ist er ein reicher Mann, der in seinem mit Orientalischem Luxus ausgestatteten Salon die glänzendsten Soirées giebt, und vor dem sich alle Künstler und Künstlerinnen

beugen. Ganz wie Heine, sein Zeitgenosse, dem er an Talent fast eben so nahe steht, wie in der Manier, hat er sich bald für Republik und Freiheit, bald für Kirche und König begeistert, wie es gerade die Stimmung mit sich brachte, bis seine officielle Stellung ihm auch darin einen konservativen Halt gab. Er schreibt jetzt für die öffentliche Moral gegen die Depravation des Zeitalters; mit welchem Recht, kann man abmessen, wenn man sich an seine frühern Erzählungen erinnert, deren Unstittlichkeit Alles übertrifft, was die Französische Romantik geleistet hat, und die nur darum weniger bekannt sind, weil ein so unruhiger, zerfahrener Geist auch nicht im Stande ist, gut zu erzählen. Seine erste Novelle, „der todte Esel und die guillotinierte Frau“ (1829), enthielt die Geschichte einer Prostituirten durch das Bordell bis zum Kindesmord und der Guillotine, mit eingestreuten sentimentalen Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen. Eine zweite, „die Beichte“ (1830), fängt mit einer Hochzeit an. Die Neuvermählte, die am Hochzeitabend viel getanzt hat, ist sehr schläfrig, und vergebens sucht der Gemahl ihr Zeichen der Empfindung zu entlocken. In der Wuth darüber erdroffelt er sie. Man glaubt allgemein, sie sei vom Schläge gerührt worden; nur ein alter Jesuit übersteht das richtige Verhältniß, aber ohne sich Etwas merken zu lassen. Der junge Herr, der zwar etwas von Gewissensbissen gequält wird, lebt im Uebrigen in seinen frivolen Genüssen fort, bis er endlich die innere Nothwendigkeit empfindet, trotz seiner atheïstischen Gesinnung, zu beichten und die Absolution zu empfangen. Dazu braucht er aber einen recht tüchtigen Beichtvater, und er glaubt solchen in jenem alten Jesuiten gefunden zu haben. Da dieser schwer zu haben ist, wendet er sich an ein Mädchen, mit dem der Jesuit in irgend einem Verhältniß steht, und um sie zu gewinnen, verführt er sie. Der Jesuit kommt und fängt nun an, ihm eine fulminante Strafpredigt zu halten. Zuerst wird der Mord besprochen, sehr bald aber ergiebt es sich, daß dieser eine vollständige Nebensache ist, wenn man daneben das Grundübel, die irreligiöse Gesinnung in Anschlag bringt. Kurz, unser Held wird vollständig bekehrt; er sieht ein, daß man seinen Verstand gefangen nehmen muß, um zur Gnade zu gelangen, wird Bischof und lebt im resignirten Genuß gastrischer Freuden bis an sein seltsames Ende. — In einer andern Novelle, „das Glück“ (1831), sucht sich der Held, um Carrière zu machen, in Italien ein öffentliches Mädchen aus, stellt diese der Pariser Gesellschaft als seine Frau vor, und veranlaßt sie, sich allen Großen der Erde preiszugeben, um durch diese zu steigen. Er ist nun endlich ein reicher und vornehmer Mann geworden, und blos der Makel eines allgemeinen Fahvrei's haftet an ihm, aber auch dieser nur gelind, da er in einem Dolchduell, in dem sein Gegner blieb, seinen Muth bewährt hat. Um sich aber vollständig zu rehabilitiren, ladet er eines Abends eine glänzende Gesellschaft ein, stellt seine angebliche Gemahlin derselben vor und erklärt, es sei keineswegs seine Frau, sondern eine öffentliche Dirne. Nach dieser Erklärung sollte man meinen, daß ihn die gute Gesellschaft mit Fußtritten entfernen würde,

aber nein, er gilt nun als eine vornehme und noble Natur. Zuletzt überzeugt er sich übrigens, daß jene Person doch recht gutmüthig ist und ihn sehr liebt, er zieht sich also mit ihr aufs Land zurück und lebt in glücklicher Ehe. — Gegen solche Unflätigkeiten sind doch die kühnsten Erfindungen des jungen Frankreich und des jungen Deutschland ein Kinderspiel. — Seine frühern Erzählungen, die zum Theil in der Hoffmann'schen Manier gehalten sind, dessen Schriften damals gerade in Frankreich großen Anklang fanden, hat er im Jahre 1833 unter dem Titel: *Contes fantastiques* gesammelt. Außerdem sind von ihm noch die Romane *Le chemin de traverse* (1836) und *Un coeur pour deux amours* (1837). Seine Hauptthätigkeit aber war jene Mischung von Wahrheit und Dichtung, die in novellistischer Form literar-historische Stoffe behandelt, und der es gar nicht darauf ankommt, gewissenhaft den Gegenstand zu erschöpfen, sondern blos anmüthig darüber zu plaudern. Eine ziemlich ausgebreitete, aber zerstreute Belesenheit, ohne alles Studium und ohne alle Kritik, setzt ihn in Stand, seinem Publicum durch blendende Gesichtspunkte zu imponiren. Dahin gehören seine *Tableaux anecdotiques de la littérature française* (1829), *Barnave* (1831), *Paris depuis la révolution de Juillet* (1833), *Debureau* (1832; eine Art Geschichte des komischen Theaters, aber schon mit jener Neigung der romantischen Schule, den Hauswurst als einen sentimentalischen Gegenstand zu idealisiren, und daher wesentlich von dem Dickens'schen *Grimaldi* zu unterscheiden, der ein ähnliches Thema behandelt), ferner *Romans, nouvelles et contes littéraires* (1834; eine Literaturgeschichte in Novellen); endlich sein neuestes Werk, das er während der Revolution geschrieben hat: *la religieuse de Toulouse*. In diesem letztern hat der moderne Jesuitismus einen sehr interessanten Beitrag zum Kampf gegen die Irreligiosität des Zeitalters gesehen, weil viele Lobreden auf die schöne alte Zeit des Glaubens darin vorkommen, in der man durch zweifelnde Gedanken nicht gestört wurde. („Was man in unsern Tagen von jenem namenlosen Mißgefühl spricht, aus welchem Leidenschaften ohne Muth, Unruhen des Geistes, Inconsequenzen des Herzens, Ungleichheit der Stimmung, Ungewißheit des Verhaltens hervorgeht, war im 17. Jahrhundert unmöglich, da dieses die Regel und die Besserung selbst war. Eine getäuschte Leidenschaft führte damals zur Resignation, zur Regel, zur Pflicht, zum Joch u. s. w.“) Es ist aber im Ganzen in dem nämlichen Scepticismus und mit derselben Coquetterie geschrieben, die seine frühern Schriften charakterisiren.

Der Einfluß, den ein solcher Schriftsteller auf den Charakter und die Sittlichkeit des Zeitalters ausübt, ist, wie sich von selbst versteht, nur ein verderblicher, dagegen könnte man zweifelhaft sein, ob sein Einfluß auf die Sprache nicht in mancher Beziehung anzuerkennen wäre. Man hat sich in frühern Zeiten bitter darüber beschwert, daß die Französische Sprache mit mathematischer Gewißheit immer nur die gerade Linie verfolge und darum der Poesie feindlich sei. Das kann man von der modernen Sprache nicht mehr behaupten. Combinationen,

über welche im vorigen Jahrhundert die gesammte Akademie in sprachloses Entsetzen gerathen wäre, fallen heute Niemandem mehr auf. Wenn man Michelet, Quinet und Aehnliche liest, so glaubt man sich vollständig auf deutschem Boden. Diese Veränderung der Sprache, zu der freilich auch die romantischen Dichter viel beigetragen haben, ist doch vorzugsweise ein Werk der Journalisten; aber auch in dieser Beziehung stehe ich wenigstens nicht an, der altfranzösischen Sprache den Vorzug zu geben. Die Babylonische Verwirrung in den Gedanken und Bildern, die grenzenlose Unklarheit, der gegenstandslose Witz und das verschwimmende überschwengliche Gefühl, das heute in Paris Mode ist, geben nicht die geringste Hoffnung zu einer gesunden Entwicklung. Der alte Classicismus, d. h. der gesunde Menschenverstand und das natürliche Gefühl, mittlerweile von der übergroßen Nüchternheit des vorigen Jahrhunderts geheilt, wird sich zunächst in der Form der Wissenschaft und auf der Tribune gegen diese romantische Verwirrung erheben, denn sie ist ein fremder Tropfen im Französischen Blut.

Ziguner und Musikbanden in Ungarn.

Ich muß vor Allem als gutgesinnter Staatsbürger Gesamtösterreichs auf den allgemein bekannten, aber zu wenig gewürdigten Umstand aufmerksam machen, daß das Polyglottenthum des Dmüker Gesamtstaates sich nicht nur auf die Zungen, sondern auch auf die Kehlen und Saiten erstreckt. Die Musik Italiens ist lächelnd wie das Blau seines Himmels und schäkernd wie der Muthwille seiner Frauen. Ein Ungarischer Schriftsteller nennt Italien einen zerrissenen Triller, dessen Bruchstücke dem Fremden als freches Gejohle erscheinen, und der nur in dem Busen seine Würdigung findet, dem er in künstlerischer Vollkommenheit entsprungen ist. — Die Gemüthlichkeit des Deströichers, Steiermärkers und Tyrolers offenbart sich in seinem jovialen Gejodel und dem gleichgiltig-sorglosen Ländler. — In der Polka und Krakovienne scheint der Pole das Vernichtungsurtheil der Großmächte Lügen zu strafen. Der Böhme ist das musikalische Universalgenie der Deströichischen Monarchie; er hat keine eigene, nationale Musik, aber er wandert mit seiner Flöte, Hoboe oder Geige über die Karpathen wie über das Erzgebirge, und ergötzt Ungarn, Polen und Deutsche mit ihren nationalen und auch classischen Tonstücken.

Ungarn für sich ist kein octroyirtes, aber von Natur und Geschichte hervorgebrachtes, und durch die geographische Lage nothwendig gewordenes Gesamtvaterland mehrerer Volksstämme, die über kurz oder lang zu der Einsicht gelangen müssen, daß der Zweck des staatlichen Zusammenlebens: die Veredlung des Individuums wie der Gattung, weder durch nationale Suprematien, noch durch lächerliche Geltendmachung eines oder des andern Duodezvoßkchens erreicht wird. —